

sch nur nicht dem Notwendigen widersteht, für den ist schließlich die eine so gut wie die andere, das hoch alle nur Hilfsmittel zur Einordnung der Gedanken sind, um es bequemer zu haben. Im höchsten Sinne ist keine mehr, aber von jeder aus kann man zu wahren Zeiten gelangen; warum nicht auch auf irgend einem Weg von der katholischen aus? Auch kann in dieser großen Krise des Christentums jetzt, jetzt wo die Skulpturen mit den Hirschköpfen ringen und die Kirche sich demokratisieren will, indem sich überall das unmittelbare Gefühl der religiösen Gemeinde gegen die vorgelegten Lehrbücher stellt, niemand wissen, was in fünf Jahren hierher sein wird: der Name wird ja bleiben, aber wenn unter ihm eine starke, mißtrauische, demokratisch derbe Bauernpartei entsteht, die können wir brauchen. Und schließlich ist die Parteimeinung der Monarchen heute doch ziemlich unwichtig, solange sie sich dem öffentlichen Willen fügen.

Es heißt ferner, er sei klar, eigenwillig und unbegreiflich. Das fürchtet man. Für die beste Eigenschaft des alten Kaisers gilt es unter uns, daß er stets den Entwicklungen im letzten Moment doch nachgegeben hat; er hört Vorurteilen an, wenn sie unaußfallig geworden sind, und läßt sie dann wieder Willen geschehen. Dem verbanke nun viel, und so hat man sich bei uns angeeignet, Entschlossenheit und Beständigkeit auf dem Thron aber für eine Gefahr zu halten. Nun scheint dem Thronfolger die Regententugend der gewissen heillosen Schwäche zu fehlen, und man hat ihn im Verdacht, auf seinem Willen zu bestehen. Diese Furcht will mir doch ein wenig gar zu österreichisch scheinen. Sie nimmt ohne weiteres an, daß der Monarch und die Entwicklung einander feind sein müssen; dann ist allerdings eine Behutsamkeit erwünscht, die rechtzeitig die Gefahr von Explosionen spürt. Es siehe sich aber auch einmal einen denken, der sich zur Seite, die Entwicklung nicht zu scheuen und, bevor er sich von ihr übermächtig läßt, lieber an ihr tätig teilzunehmen: der könnte es dann wagen furchtlos zu sein.

Zumeilen kommt es mich an, manche Zeichen in zu verstehen, als gehöre der Thronfolger zu unserer Generation, die in unserm Land überall Kräfte verwirren und gebunden sieht, denen nur der wackende Ruf steht, um aus den Ketten aufzubrechen, und die nun ihren in der Sehnsucht der langen Zeit angeammelten Mut daran legen will, unter Vaterland groß und stark zu zeigen. Aber vielleicht ist das nur eine Stimmung von mir, wie die Sehnsucht ja in ihrer Not nach jeder dünnen Hoffnung greift. Denn er steht im Dunkel, und niemand weiß, was schließlich allein über ihn entscheiden wird: ob er nämlich auch darin einer der unserer Generation ist, daß er ihren bedingten Sinn für die allmächtigen Wirklichkeiten hat. Und vielleicht ist es überhaupt nur der Keim des Dunkels, der mich löt, das Geheimnis, in dem er wartend steht, von Argwohn und Hoffnungen umringt. Vielleicht ist es nur der „Mist“ in mir, den das Mäusel eines verfallenen Menschen anzieht. Und einwiehen wird auf bunten Hintertreppen, rings um ihn herum, das Geschäft gieriger Glücksspieler besorgt.

Der neue Referendar-Erlaß

Von Rechtsanwält Dr. Johannes Werfjaner in Berlin.

Wir neuer Regierungserlaß bestimmt bekanntlich die Anwendung eines Numerus clausus bei der Zulassung der Referendare.

Der neue preussische Referendar-Erlaß ist gesetzlich zulässig, denn nach der deutschen Gerichtsverfassung ist die Einrichtung der Gerichte den Einzelstaaten überlassen. Es ist dies seinerzeit bereits mehrfach erörtert worden, als der Gemeindebezirk Berlin in drei verschiedenen Gerichten aufgeteilt wurde und dadurch sämtliche Schwierigkeiten beseitigt wurden, daß angelegene juristische Schriftsteller sogar in Großbüren ausüben, daß diese Verteilung auf Grund reichsgesetzlicher Vorschriften unzulässig sei, indem dabei übersehen wurde, daß das Reichsrecht den Einzelstaaten in dieser Hinsicht volle Souveränität bisher gelassen hat.

Noch mehr aber ist die Anstellung der Gerichtspersonen

selbst, soweit nicht gewisse hier nicht in Frage stehende Normationsbestimmungen gegeben sind, der Bundesverwaltung überlassen. Diese muß natürlich gewisse Voraussetzungen für die Zulassung aufstellen, sonst würde ihre Verwaltungsmacht gegenstandslos sein, auch vernünftigerweise die Rechtspflege unmöglich gemacht, wenn nicht solche Bedingungen, wie zum Beispiel Nachprüf der Unbescholtenheit beständen.

Etwas anders aber ist die Frage, wie weit der Spielraum hinsichtlich dieser Bedingungen für die Zulassung zu ziehen ist. Es hat den Anschein, als ob der neue Erlaß zu einer Einengung führen sollte, sei es in Rücksicht auf die Notwendigkeit, sei es in Rücksicht auf die an die Exekutiv zu stellenden objektiven Voraussetzungen. Würde eine spätere Handhabung bei nicht genügender Präzisierung unter den letzteren etwa eine Ausdehnung mit Rücksicht auf Vermögen, religiöses oder politisches Bekenntnis oder dergleichen vorsehen, so wäre dies eine schwere Beeinträchtigung des geistigen und kulturellen Lebens Preussens; wären dagegen nur aufgeweckte Anforderungen auf dem Gebiete der persönlichen Tüchtigkeit und Berufsarbeit zu erwarten, so würde nichts dagegen einzuwenden sein. Ebenso darf von der Einführung der Bedarfsfrage nur schwerer Nachteil durch eventuelle Verschmäherung dieselbst gerade der besten Kandidaten erwartet werden.

Was nun die Frage betrifft, wie einer solchen Einschränkung der Zulassung entgegenzutreten werden kann, so ist diese Frage rechtlich freilich. Nach richtiger, aber nicht herrschender Ansicht sind nach der preussischen Verfassung alle Preußen vor dem Gesetz gleich und müßten deshalb, soweit nicht Unklarer in Frage kommen, alle Kandidaten gleichmäßig zugelassen werden, wenn sie unbescholten sind und das Examen bestanden. Die geltende Praxis auf anderen Gebieten, z. B. für den diplomatischen Dienst, die Militär-Karriere, die Regierungsvorbereitung weicht aber hiervon ab. Es fragt sich, ob dies künftig für das Rechtsgebiet ebenso gehandhabt werden kann. Rechtlich ist es möglich. Es ist auf jenem und diesem Gebiet so oder anders tatsächlich oder gehandhabt worden, und es ist eine rein politische Frage. Es ist Sache der geordneten Volksvertretung, hier das zu veranlassen, was sie für richtig hält, denn die Regierung kann schließlich doch nur in dem Sinne die Verwaltung führen, als es die Majorität der Volksvertretung wünscht.

Auf die Zusammenziehung der Anwaltschaft wird der vorstehende Erlaß nur geringen Einfluß haben. Personen in dem jugendlichen Alter, in welchem Referendare zugelassen werden, haben meist andere politische, religiöse und sonstige kulturelle Ansichten, als sie dieselben nach erlangter Lebenserfahrung später haben werden. Wenn deshalb auch vielleicht auf Grund des Erlasses der Sohn eines anerkannten sozialdemokratischen Parteiführers künftig als Referendar nicht zugelassen werden würde — ein Ereignis, das vom Standpunkt jedes zivilisierten Staates als ein bedauerliches Unglück angesehen werden müßte, da vom Standpunkt der Rechtspflege es auf Tüchtigkeit und nicht auf politische Gesinnung ankommt — so würde es doch an den Tatsachen scheitern, denn vielleicht ist dieser Spruch der wilden Zeiten sehr schön, während aus dem Sohn eines altgedienten Herrn, der alle Schranken glatt durchlaufen hat, sich ein roter Kampfbahn herausbildet.

Für Richteramt, Staatsanwaltschaft und Anwaltschaft würde deshalb eine derartige Handhabung, an die wir nicht einmal glauben, eine Schädigung zwar mit sich bringen, weil von vornherein eine Anzahl vielleicht besonders begünstigter und tüchtiger Leute zurückgemieden werden, aber den wirklichen Schaden hat das Volk, das kulturell leiden würde.

Berlin und die Welt

Deutschlands Sieg und Maggis Suppenwürze

In Frankreich kommt eine neue Welle der Scharfmachung für Kriegserklärungen auf. Durch die französische Presse macht zuerst ein Artikel des Deputierten Adolphe Girod, der als Sekretär an den Arbeiten der französischen Heereskommission teilnahm, die Runde. Der Artikel heißt: „Was uns ein un-

glücklicher Krieg mit Deutschland kosten würde“. Girod behauptet, daß Frankreich 25 Milliarden Franc hat einbüßen würde, abgesehen von den Gebietsverlusten und der vollkommenen Zerstörung seines wirtschaftlichen Lebens. Deutschland werde als Sieger folgende Ansprüche stellen: Abtretung des nordöstlichen Festungsgürtels, so daß Paris nicht mehr als 200 Kilometer von der deutschen Grenze entfernt liegen würde. Abtretung der größten Industriegebiete und Bergwerkszentren sowie der Eisenbahnlinien des ganzen Grenzgebietes. Die neue Grenze würde nach Ansicht des Deputierten entlang der Rabel, Mos und Maas gehen. Die Städte Reims und Dijon kämen demnach in deutschen Besitz. Unter den Friedensbedingungen würde die Klausel enthalten sein, daß Frankreich seine Grenzen nicht mehr beschließen dürfe. Schließlich sei als sicher anzunehmen, daß an dem frankfurter Vertrag drakonische Änderungen vorgenommen würden, nach denen französische Wirtschaftsläden unzulässig in Abhängigkeit von Deutschland geriere.

Einen andern Javad, als den Nützlichkeitsanatismus anzuschauen, kann die Geistesmalerei natürlich nicht haben. Rein Menck denkt in Deutschland an neue Operationen jenseits des Rheins. Und wenn man uns in Frieden läßt, haben wir weiter keine Wünsche. Das Ganze geht darauf hinaus, die Geschäfte der französischen Konzernindustriellen zu heben. Wo tout come chez nous? Nur daß man diesen Konzernkattern entziehen das Kompliment machen muß, daß sie ihr Geschäft noch besser verstehen als die Deutschen. Derartige raffinierte Patentkriterien sind nicht mehr zu übertrieben. Man kann sich das Gedanken nicht erwöhnen, als seien solche Ausführungen geradezu bestimmt, in leicht entscheidenden Umständen deutscher Gewandtheit unerlaube Wünsche erst noch zu rufen und damit die Spannung zu vergrößern.

Uebrigens geht ja der französische Nationalismus augenblicklich sehr eigenwillige Wege. Seit einem halben Jahr bezeichnen die ehenen Parteien Frankreichs unter der Führung des Herausgebers der „Action Francaise“ ein Rechtstreben gegen — die Magagiegesellschaft. Die bekanntlich von der Schweiz aus in Deutschland und Frankreich die bekannten Filialen für die jüdische Juraggegründet hat. Es wird sich sehr leicht behaupten, die Magagiegesellschaft sei eine deutsche Spionageorganisation. Zurzeit schreibt in Paris ein Prolog, den die Magagiegesellschaft wegen ihrer Verleumdungen gegen den Oberleutnant Dandert angeklagt hat. Interessant ist dabei, daß die Magagiegesellschaft von dem Rechtsanwält Müller, dem ehemaligen Kreisrichtern, und von dem Dresdner-Verteidiger Labori vertreten wird.

Wie gesagt: es sind eigene Wege, auf denen die französische Vaterlandsliebe wandelt.

Die sittsamen Wiesenthal's

Frau Eise Wiesenthal wehrt sich, auch namens ihrer Schwestern, in einer Zuschrift an die Presse sehr energisch gegen eine geschwätzige Wiedergabe der Wiesenthal's in einer illustrierten Zeitschrift. Frau Wiesenthal hat den Mangel an Mitleidlichkeit und persönlicher Menschlichkeit ausgedrückt. Aber in der Hauptsache protestiert sie dagegen, daß der Künstler ihre und ihren Schwestern auf dem „infrimierten“ Bilde eine allzu durchsichtige Beleuchtung zugebracht hat. Und das wirkt förmlich. Man weiß die Wiesenthal's, die wirklich Künstlerinnen sind, von jeder Bräuber frei. Das angegriffene Bild ist andererseits ganz und gar nicht indogent, sondern durchaus künstlerisch angeordnet. Wenn also Frau Wiesenthal trotzdem mit eigenartiger Schärfe die Frage berührt, ob eine Beleuchtung, wie sie ihr hier vom Maler gegeben sei, zu rechtfertigen sei und wenn sie in überraschender Empfindlichkeit auf die über Willen in ihrer Würde bargestellte Frau hinausspielt, so muß das besondere Gründe haben. Denn natürlich hat ein Künstler nicht nur das Recht, die Dinge so darzustellen, wie er sie sieht, sondern auch so, wie er sie sehen möchte.

Die besonderen Gründe der Frau Wiesenthal wohnen am Alexanderplatz. Ihr Hauptgrund heißt Herr von Gleichenapp. Frau Wiesenthal fürchtet — und vielleicht fürchtet sie hier nicht mit Unrecht — der Jenor von Berlin könne, wenn er solche

Hermann Bahr

Wer in den letzten Jahren als Wept lernend-lustend in die Literatur trat und eben erst begann Zeitungen und Zeitschriften zu lesen, dem könnte leicht in dem Worte Hermann Bahr ein Begriff von etwas zweifelhaftem Werte ausgezweigt und eingebildet worden sein: die Silhouette eines Menschen mit Tollkühn oder Vater Döns Bart und stiftigen Müntzungen; die Parikatur eines schon wieder kindlichen Idealisten mit doppeltem Boken; die ungeheirte Frage eines Mannes, der mit der rechten Hand gegen das Verbotene schreibt und mit der linken alljährlich seine phantastischen Komödienhonorare einstreicht. Kaum irgendein Laug — in dieser an Inhaberkreisen nicht — men Zeit — muß den Wissenden schmerzlicher berührt haben; veranlaßt für diese Berührung zeichnet allein der trübe Spiegel der Mitmenschen! Eine schwebende Gestalt für einen Weg zu verlassen, weil Lachen der Verbannung zurückzögerlich ist als Melancholie; das bedingende Nationalist ist an dem Wibe Hermann Bahrs nicht vorzuziehen.

Dieser Hermann Bahr, der am 19. Juli fünfzig Jahre alt wurde, also seit einem Jahrzehnt der deutschen Welt wieder angehört, hat nicht etwa ironisch, nicht etwa verzög, sondern siebzehnjähriger geschrieben. Davon muß man den Atem anhalten; es ist ungeheuerlich. Es ist ungeheuerlich auszubedenken, daß einer in einem fünfzigjährigen Leben siebzehnjährig zum unter ein Mannskriep geschrieben hat und, das Wert im Arm, zum Verleger gegangen ist — und schließlich mit was für Büchern im Arm! Die Quantität würde es ja alleine nicht bewirken — wie sie auch das Lebenswerk eines Indianerchristophers nicht wenig macht, der ohne rechte Wibe hundertzweihundertfünfzig Erzählungen über die Halbkugel einundsechshundert Seiten schickte — oder die in diese fabelhafte Fülle verschwundene gebetteten Qualitäten sind es, die die Breite jenes Schöpfens so ohne jede Debe, so hinreißend erscheinen lassen. Man sage nur einmal ohne bestimmtes Ziel an jene geistige Stadt

heran, die Hermann Bahr heißt, man schlage nur einmal prüfungshalber Opus 19 oder Opus 52 auf — und man wird über die verantwortliche Kraft, das eigenartige Für-Sich-Geschichten jeder einzelnen Publikation erkennt. Langt ist in der Bauart — und ja auch in Wohnort — an dieser Stadt nicht alles gleichwertig; es gibt da sarte Sommerlauben, die man bei Schnee nicht beziehen wird und wiederum schwere Architekturaläste, mit Mariäthen geputzt, die im Sommer Kopf-Smerzer machen. Und es gibt wohl auch zwischen Festem und Geistlichem ein paar unbedachte und scheinbare Parvenuen. Nur gerade Wertlozes, völlig Wertlozes gibt es darin nicht. Reiner, der weiß, was heute Deutsche Literatur ist, wird „Josephine“ oder „Wienerinnen“ für gute Komödien, überhaupt für Kunstwerke halten — aber für Konjektion, Fabrikarbeit, wenn er gerecht sein will, niemals. Aus jeder Seite strahlt hier Persönlichkeit, was diese Persönlichkeit nun auch zufällig auf ihren tiefsten Stand getradet sein. Die Verfassung im Werte Hermann Bahrs ähnet irgendwie derjenigen im Werte Balzac's. Es werden Hauptwerke geschaffen; oder noch in dem wesenlosten Seitenwerk — das oft aus zeitlichen Gehel-abfällen, figuralen und gedanklichen Resten des chef d'oeuvre gemacht zu sein scheint — erfährt man, daß der Autor vieles schreibt ohne je ein Wilschreiber gewesen zu sein.

Nach einem kurzen sozialistischen Anlauf begann Bahr sein geistiges Wirken als Impressionist beginnen. Das ist heute nicht als Impressionist beginnen. Aber zu einer Zeit, da der Impressionismus etwas mehr, das wie der Staub auf Schwellen-teringsfingeln kaum mit der Fingernagelspitze aus Frankreich importiert werden konnte, ohne der Westfäligung anheimzufallen — zu einer solchen Zeit bebauete Impressionist sein nicht eben wenig, wenn nicht vielleicht alles. Die deutsche Welt schmeckte und verstauchte im geschmacklosen Plausum und Goldschmitt; die Worte waren greif, die Gesetze klapprig und verlogen. Jetzt mußte das Arsenal aller Tönen angefahren und die verurteilte Erde mit Rousseau's besprengt werden:

Kutscher und Schlauchhalter war Hermann Bahr. Auf Herbenwürden von Duftquelle zu Duftquelle — gewiss es ist heute schon vieles unjünglichlich an Art und Ziel vieler Fortbewegung. „Ich muß wieder reiten. Es ist kein Fort mehr auf den Herben. Der galische und spanische und afrkanische Probant ist lange ausgegürtet. Das ewige Wiederkaufen wird verdrücklich... Reiten, nach neuen Entzationen weiszufieren.“ Wir sind weit weg, gegen solche Dinge alles einmenden zu können und etwa auch gegen jene Herdigen, daß es „vom Guadaluibit bis nach Auflands nichts gibt, das er (Bahr) nicht mitführen, nur mindellen begreifen könnte“, wir haben durch die „Zahrbücher“ die geistige Bewegung; und durch dieses andere, sogar durch den heutigen Bahr selbst, eine gehstige Katharsis erfahren, um nicht zu wissen, daß es auf Reiten leichter und moderner Entzationismus nicht ankommt. Aber hier offenbaren sich nur Ueberpannungen eines Richtigen und Wertvollen. Die Ueberreibungen und Ueberzungen eines Prinzipis erwiesen sich jedenfalls fruchtbringender als das stagnierende Nichts — und wie hoch stand andererseits die Wahrsche Verknüpfung über der jottigen und langweiligen Frelche, die unter dem Namen Naturalismus zu gleicher Zeit Berlin auf den Markt brachte. Aus ihr ist mit all seinen genialischen Hallheiten und seinem fruchtigen Wolferum, nur Hauptmann geboren — aus dem Bahrsigen Impressionismus ist immerhin die neue, die angeheuer suggestive Sinnlichkeit Hofmanns als herausragenden, dieses garten und dabei doch so mächtigen Könners.

Verblüffend ist die Veralttheit, das hunderthändige Dabel-sein des Bahr aus den neunziger Jahren. Ueberall zeigt er dem Neuen Krän auf, grübelte Kunstproben, fariet Wertungen; wir Jungen, die wir das nicht miterleben, haben manchmal das müßliche Gefühl, als ob der Lebenampende, Kraft-reisende Mittelpunkt des aufwachenden Lebens, als ob Hermann Bahr damals überhaupt nicht geschlafen habe. Ein Leben in Festpositionen; für Stim, für Ubrich, für die Gesell-